

Klaus Giel

Straßen und Plätze^{*}

... der Entwicklungsmotor der Städte ging in Europa
von der Straße mit ihrer Öffentlichkeit aus (Martin Wentz¹)

Einleitung	2
Die Stadt als „Ort“	3
Urbanität und Geschichte	5
Über Architektur	6
Die Straße: Fassaden und Spiegel	7
Straßenszenen	8
Räume der Geselligkeit	11
Architektureales Gedächtnis	11
Literatur	14

Kurzfassung

Straßen und Plätze gliedern eine Stadt, die sich dadurch als gegliedertes Ganzes zeigt. Jeder Gliederung liegt ein generatives Muster zugrunde, das die Philosophie im Begriff der „Architektonik“ überliefert hat.

Die Stadt kann unter verschiedenen Gesichtspunkten und in unterschiedlichen Theorien thematisiert werden. Der Gesichtspunkt, der hier gewählt wurde, ist, in Anlehnung an Walter Benjamin, der des „Einheimischen“, der ohne besondere und bestimmte Absichten durch die Straßen schlendert („Flaneur“).

Die Architektonik der Stadt ist in der Architektur manifest; als „generatives Muster“ der Gliederung aber ist sie gleichzeitig im Flaneur lebendig, der sich der Führung und Verführung der Architektur überläßt. Die Architektur ist daher auch in die Lebensgeschichte des Flaneurs eingeschrieben: in dieser Hinsicht erscheint sie als das kollektive Gedächtnis des Stadtbürgers, das den Rahmen absteckt, in dem er die Stadt „bewohnt“.

Der Bürger, der die Stadt bewohnt wird immer auch von der Stadt bewohnt, und das kollektive Gedächtnis des Stadtbürgers ist das Gedächtnis der Stadt (gen. subj.). Unter diesem Aspekt erscheint die Architektur als eine hinterlassene Spur, in der ein Abwesendes durch die „steinerne“ Gegenwart (von Gebäuden, Straßen, Plätzen) bezeugt ist. So ist im kollektiven Gedächtnis die Geschichte der Stadt lebendig: als Geschichte, die gerade nicht auf der Erforschung einer in Zeitabständen gemessenen Vergangenheit beruht. Jan Assmann hat dafür die Bezeichnung „Gedächtnisgeschichte“ geprägt, die nicht gleichzusetzen ist mit der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung. Die Gedächtnisgeschichte ist eine Form der Vergesellschaftung, die nicht in Begriffen einer wie immer gearteten Theorie repräsentiert

* Unveröffentlichtes Manuskript (2006).

¹ Martin Wentz: Wohnen in der Stadt heute. In: Martin Wentz (Hrsg.): Wohn-Stadt. Die Zukunft des Städtischen, Band 4. Campus Verlag Frankfurt/New York 1993.

werden kann. Sie ist wirklich in dem Prozeß, in dem der Bürger einer Stadt seine Identität als Stadtbürger „aushandelt“.

Einleitung

1. Man kann nicht abstrakt und allgemein über Straßen und Plätze reden. Straßen sind, zum Beispiel, Bestandteile der Infrastruktur eines geographisch beschreibbaren Raumes. Und ebenso sind Plätze Umschlagplätze, Parkplätze, Sportplätze: Manifestationen der mobilen Gesellschaft.

2. Straßen und Plätze können aber auch als die Wahrnehmungsmuster einer Stadt und des urbanen Lebens beschrieben werden. Allerdings kann auch von *dem* städtischen Leben nicht oder nicht mehr die Rede sein. Wahrscheinlich ist „die“ Stadt nur als geschichtlicher Prozeß zu fassen, in dem das urbane Leben sich in einem permanenten Wandel befindet. Und je nachdem, wie das urbane Leben sich wandelt, verändert sich auch die Bedeutung von Straßen und Plätzen. Die Parkplätze und Parkhäuser, zu denen man in jeder Stadt mit Wegweisern geleitet wird, nehmen eine prominente Stelle im städtischen Leben ein. Ob man noch mit Walter Benjamin von der „Bewohnbarkeit“ der städtischen Straßen reden kann, ist sehr die Frage, wengleich die Straßen, in Fußgängerzonen und Straßencafes von neuem Flair umgeben, ein neues „Stadtgefühl“ zu vermitteln scheinen. Vielleicht kündigt sich darin die Wiederkehr der „Wiederkehr des Flaneurs“ an.²

3. Stadtgeschichten und die Geschichte des urbanen Lebens können unter verschiedenen Gesichtspunkten angegangen werden. Jedem dieser Gesichtspunkte liegt eine Struktur zugrunde, auf deren Folie Veränderungen sich abzeichnen. So gibt es die sozialgeographische Folie, die wirtschaftsgeographische, die stadtsoziologische, der Aspekt der Verräumlichung der Daseinsgrundfunktionen usw.

Walter Benjamin hat die Stadt, mit Bezug auf ein Berliner Stadtbuch³, als den „Erlebnisraum“ von „Einheimischen“ zu beschreiben versucht. Aus dieser Perspektive erscheint die Stadt als „mnemotechnischer Behelf des einsam Spazierenden“.⁴ In dieser Funktion, nämlich als „Schauspiel der Flanerie“, ruft die Stadt „mehr herauf als dessen (des einsam Spazierenden) Kindheit und Jugend, mehr als ihre eigene Geschichte“ (Benjamin, ebenda).

In einem gewissen Sinne wird, wie es scheint, der Flaneur durch die Straßen geführt, wie die Schüler Campanellas durch die Straßen der „citta del Sole“. Dem Flaneur hat die Straße eine andere Bedeutung als dem zweckgerichtet Tätigen, dem die Straßen nur Wege zur Überwindung von Entfernungen sind. In den Straßen des Flaneurs stellt die Stadt sich in einer eigentümlichen Weise selber dar: sie wird im Schauspiel der Flanerie zu einem Gedächtnis- und Geschichtsbuch. „Als Einheimischer zum Bild einer Stadt zu kommen, erfordert andere, tiefere Motive [als die des Fremden, der auf das Pittoreske aus ist]. Motive dessen, der ins Ver-

² Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Suhrkamp Frankfurt 1991, Band III, S. 194.

³ Franz Hessel: Spazieren in Berlin. Leipzig/Wien 1929.

⁴ W. Benjamin, a. a. O.

gangene statt ins Ferne reist. Immer wird das Stadtbuch des Einheimischen Verwandtschaft mit Memoiren haben.“⁵

In den folgenden Bemerkungen möchte ich die Idee der Stadt als eines Gedächtnis- und eines Geschichtsbuches eigener Art erläutern. Es sind philosophierende Bemerkungen, die stark von den in der Renaissance entwickelten Theorien der Gedächtniskunst inspiriert sind.⁶ Ebenso hat sich, wie ich vermute, die Idee einer selbstbewußten Urbanität in der Renaissance entwickelt.⁷ Ob an diesen Bemerkungen etwas dran ist oder ob es sich nur um Einfälle eines „einsam Spazierenden“ handelt, müssen andere beurteilen.

Die Stadt als „Ort“

Städte sind „Orte“ in der allgemeinen Bedeutung des Wortes (Spitze, Schneide, Punkt, Ecke, Endpunkt) und in einem ausgezeichneten Sinne. Orte sind nicht nur einfach Stellen im geographisch vermessenen Raum. Zwar *haben* die Orte eine kartographierbare Stelle im Raum; sie *sind* aber Akzentuierungen einer anderen, nicht-geographischen Räumlichkeit. In ihnen wird der geographisch-geometrisch vermessene Raum auf die „Räumlichkeit des Daseins“, des Inbegriffs der Formen, in denen sich die bewohnbare Welt (äthos) konstituiert, überschritten.

Orte gehören beiden Ordnungen der Räumlichkeit in der Weise an, daß sie die geographisch-geometrische Raumstruktur, der sie doch verhaftet bleiben, durchstoßen (transzendieren). In einem gewissen Sinne repräsentieren sie die generische Differenz der beiden Ordnungen, und in paradoxer Weise zugleich die Einheit, in der sie - als Differenten – aufeinander bezogen sind.⁸

Städte sind Orte in diesem Sinne: Sie *haben* zwar eine kartographierbare Lage, sie liegen *in* der Landschaft, und grenzen sich doch gleichzeitig von ihr ab und gegen sie aus. Die Stadt definiert schon durch ihre bauliche Anlage, wie die Landschaft für den Städter „da“ sein kann: die glasbedeckten Passagen lassen den Himmel nur wie in einem Bildausschnitt sehen, und in Parkanlagen holt die Stadt, wie Benjamin bemerkt, die Landschaft in sich herein.

Durch diese Ab- und Ausgrenzung von der Landschaft ist die Stadt vom Dorf (das es „so“ freilich schon gar nicht mehr gibt, so wenig wie „die“ Stadt) – idealtypisch – unterschieden. Das „alte“ Dorf, das es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch gegeben haben mag, hat keine Grenzen: es geht „irgendwo“ zu Ende und in die Landschaft über. Es öffnet sich in die Landschaft hinein, ist in sie eingefügt und über die Landschaft in die „ganze Na-

⁵ A. a. O.

⁶ Vgl. dazu: Frances Yates: Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. Weinheim. Acta humaniora 1990, S. 184-293. Dazu Giordano Bruno: Über die Monas, die Zahl und die Figur. Mit einer Einleitung herausgegeben von Elisabeth Samsonow. Verlag Meiner Hamburg 1991

⁷ Vgl. dazu: Niccolò Machiavelli: Geschichte von Florenz, insbesondere die Vorrede des Verfassers. Gesammelte Schriften, Vierter Band. Verlag Georg Müller München 1925, S. 5-9.

⁸ Die „paradoxe Struktur“ von Orten hat Michel Foucault in sozialphilosophischer Perspektive an Stellen im Raum (Plätzen) aufgezeigt, die zugleich Utopien sind. Er hat diese speziellen Orte „Heterotopien“ genannt. Michel Foucault: Andere Räume. In: Martini Wentz (Hrsg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge Band 2. Herausgegeben vom Dezernat Planung der Stadt Frankfurt am Main, Campus Verlag Frankfurt 1991, S. 65-72.

tur“. Die Ordnung der Lebenspraxis ist durch den natürlichen Rhythmus des Jahres und der Jahreszeiten vorgegeben: und die „innere Form“, in der die Lebenspraxis sich selbst gegeben ist, ist die „zyklische Zeit“. Arbeit, Brauchtum (Sitte) und Frömmigkeit sind in den Zyklen der Zeit fest verankert. Das dörfliche Leben ist in einem archaischen Sinne „rückständig“.

Durch die Ausgrenzung aus der Landschaft wird das städtische Leben von seiner naturalen Basis abgeschnitten und gleichsam nach innen, auf sich selbst zurückgewendet, sich selbst anheimgegeben. Der Lebenspraxis ist keine irgendwie geartete naturale Ordnung vorgegeben. Das städtische Leben muß seine Form finden, um eine Ordnung darauf bauen zu können. Eine Ordnung allerdings, die nicht in der inneren Form der zyklische Zeit und der daraus - naturhaft - hervorgehenden Ressourcen begründet ist: eine Ordnung also, in der es über natürliche Ressourcen durch Bearbeitung, Wertzumessung und Verteilung verfügt. Das städtische Leben löst sich aber nicht nur von der „äußeren Natur“ und ihren Produkten, sondern ebenso von den natürlichen Bindungen an Mitmenschen. Nicht zufällig gilt der Brudermörder Kain als Städtegründer, und die Geschichte der Gründung Roms wird auch als die eines Brudermordes erzählt. (Die Stadtgründer sind nicht in der Stadt geboren, und die Stadt muß nicht zugleich der Geburtsort des Stadtbürgers sein.) Wie auch immer: Die Ordnung muß nicht nur den Bezug zu den Dingen neu definieren; sondern auch die Beziehung der Menschen untereinander. Die Stadt ist der Raum, in dem der Mensch sich als Bürger bestimmt. Damit verbunden ist die Formulierung von Fertigkeiten und Fähigkeiten, die der Konstitution des bürgerlichen Gemeinwesens dienlich sind. Tauglichkeiten werden nicht nur objektiviert, zu regelgeleiteten „Künsten“ (artes) erhoben, sondern mit Werten versehen, durch deren Vermittlung sie dem Bürger im moralischen Sinne zugerechnet werden. Das bürgerliche Gemeinwesen ist nicht auf naturwüchsigen Begabungen aufgebaut: Die „Künste“ sind Ausformungen, Artikulationen der unbedingten Bejahung des Gemeinwesens, in der der Mensch sich zum Bürger erhebt. In den bürgerlichen Tugenden begründet, sind sie Elemente der Moral, die die Stelle der gewachsenen Sitte einnimmt.⁹

Die Eigenbestimmtheit des städtischen Lebens begründet den Stolz des Bürgers und sein Überlegenheitsgefühl über die Landbevölkerung (Benjamin V-1, 48)¹⁰; sie trägt – durch die Ablösung von der naturalen Basis – den Keim (das Kainsmal?) der Rebellion in sich.¹¹ Benjamin vergleicht Paris mit einer Vulkanlandschaft: Revolutionen sind Erscheinungsweisen des bürgerlichen Lebens. Dagegen waren die Bauernaufstände sehr viel stärker religiös begründet. Das Dorf hat stets als Hort einer naturwüchsigen Frömmigkeit gegolten. Als Zufluchts- und

⁹ Für Max Weber ist die mittelalterliche Freie Reichsstadt die Keimzelle der modernen Gesellschaft, d. i. der rationalen Formen der Organisation von Wirtschaft und politischer Herrschaft. Max Weber: Die Stadt. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe. Band 22, Teilband 5, Mohr Siebeck Tübingen 2000.

¹⁰ W. Benjamin, Werke Bd. V/1, S. 48. Georg Simmel hat den Lebensstil des Städters mit den Merkmalen Intellektualismus, Blasiertheit und Reserviertheit charakterisiert. Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Otthein Rammstedt: Georg Simmel Gesamtausgabe. Bd. 7, Suhrkamp Verlag Frankfurt 1995, S. 116-131.

¹¹ Dietrich Bonhoeffer hat im August 1944 seinem Taufpaten zur Konfirmation geschrieben; „Ich würde Dir wünschen, auf dem Lande aufwachsen zu können. Die Großstädte, von denen die Menschen sich alle Fülle des Lebens und Genusses erwarteten und in denen sie wie zu einem Fest zusammenströmen, haben den Tod und das Verderben mit allen erdenklichen Schrecken auf sich gezogen und wie auf der Flucht haben Frauen und Kinder diese Orte des Grauens verlassen ... Es mag sein, daß es noch einige Weltmetropole geben wird, aber ihr Glanz, so verführerisch er sein mag, wird jedenfalls für die europäischen Menschen etwas Unheimliches behalten“ (Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. 1956, S. 200.

Rekreationsort gegen eine aus den Fugen geratene Intellektualität wird es, wo es noch Dörfer gibt, auch heute noch gepriesen: so von Andrei Plesu, dem zeitweiligen Außenminister Rumäniens, als Arkanum gegen die rationalistische Barbarei Ceausescu¹².

Die vernünftige und moralisch fundierte Ordnung des Gemeinwesens garantiert nicht nur die Befriedigung elementarer Bedürfnisse. Als vernünftig erweist eine Ordnung sich ja gerade dadurch, daß sie neue, nicht in der animalischen Natur des Menschen begründete Bedürfnisse erzeugt: den Überfluß und Luxus. Die relative, sich gegen die gesellschaftlichen Strukturen verselbständigende Autonomie der bürgerlichen Kultur ist darin begründet.¹³ Im Luxus jedenfalls wird die Ablösung von der naturalen Basis des Lebens manifest. So erscheint die Stadt schon bei Comenius (im „orbis pictus“) als Verkörperung des Friedens und des Überflusses (abundantia): „Es werde Friede in deiner Vestung, und Überfluß in deinen Thürmen. (Fiat pax in muris tuis et abundantia in turribus tuis“). Der Friede wird durch die Justiz garantiert, der Überfluß durch die „Kauffmannschafft“ (mercatura).

Urbanität und Geschichte

Städte sind Orte in einem *ausgezeichneten* Sinne. Sie bilden nicht nur die Schnittstelle zweier Raumstrukturen. Der nicht-naturwüchsigen bürgerlichen Ordnung ist nämlich ein Gründungsakt eingeschrieben, durch den eine zeitliche Dimension der Urbanität angezeigt ist. Und wie sich im Ort zwei Raumordnungen durchkreuzen, so kann die Stadt in der gemessenen Zeit (der Chronologie und des Kalenders) „verortet“ werden; jedoch so, daß die Verortung *in* der Zeit gleichzeitig auf eine andere Zeitordnung hin überschritten wird. Gemeint ist folgendes: Der Gründungsakt kann einerseits aus Quellen datiert werden. Er kann aber auch in der „Brunnentiefe“ der mythisch-vorgeschichtlichen Vergangenheit verortet werden, aus der eine eigene Zeitrechnung abgeleitet wird (ab urbe condita). Wie immer der Gründungsakt auch datiert sein mag, historisch oder mythologisch, wird er durch die Datierung festlich begehbar. Das Fest der Stadtgründung hüllt die Stadt ein in eine religiös-metaphysische Aura.

Nun kann der Gründungsakt allerdings *auch* als ein zeitlicher Vorgang in *dem* Sinne verstanden werden, daß er immer neu zu vollziehen ist. (Er ist nicht oder nicht nur ein datierbares, einmaliges Ereignis). In diesem zuletzt angedeuteten Verständnis ist der Gründungsakt zwar immer schon geschehen, jedoch so, daß er immer auch noch aussteht: als zukünftige Vergangenheit, die den Erfahrungshorizont der Gegenwart umreißt. In diesem Verständnis ist der Gründungsakt keine zeitlose Gründung, sondern die permanente Herausforderung, die Lebensordnung kritisch auf Anspruch und Geltung zu überprüfen. In ihm ist die Lebensform des Intellektuellen als einer eigenen städtischen Lebensform begründet und darin die Idee der „kritischen Öffentlichkeit“. Das kritische Potential, das in dieser Lebensform aktualisiert wird, ist, obzwar der städtischen Form der Vergesellschaftung entsprungen, immer auch am Verbindlich-Allgemeinen orientiert. Daher ist der Intellektuelle stets versucht, im Stadtbürger nur noch den bourgeois zu sehen.

¹² Andrei Plesu: Wer in der Sonne steht, wirft Schatten. Ein rumänisches Brevier politisch-praktischen Denkens. Edition tertium 2000.

¹³ Vgl. dazu: Friedrich H. Tenbruck: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne. Opladen, 2. Aufl. 1990.

Wie auch immer: Mit dem Gründungsakt, der als geschehener immer noch aussteht, rückt die zeitliche Tiefendimension der Urbanität in den Blick. Als eine Vergangenheit, die immer noch aussteht konstituiert sie (die zeitliche Tiefendimension) den je gegenwärtigen Erfahrungshorizont. Dieser kann je nach der Situation des erfahrenden Subjekts als Handlungsspielraum des politisch Verantwortlichen aktualisiert werden oder als Wahrnehmungsraum des interesselos-müßigen Flaneurs. Der Handelnde überschreitet das Gegenwärtige auf die darin nicht abgeholzten Möglichkeiten; dem Flaneur erscheint das Gegenwärtige als Spur, in der die Wirklichkeit des Vergangenen (des „Gewesenen“, wie zu zeigen sein wird) bezeugt ist. Das Organ der müßig-interesselosen Wahrnehmung ist die Erzählung, mit der die Zeugen zum Reden gebracht werden.

Über Architektur

Die Geschichtszeit ist, nach der hier vertretenen Auffassung, auf einen immerwährenden Ursprung bezogen. Durch diesen Bezug wird die Geschichtszeit in einer beschreibbaren „Stelle“ im geographisch vermessenen Raum verankert. Die Geschichtszeit erscheint aus dieser Perspektive als eine ausnehmend besondere Weise der Verräumlichung der Zeit. Sie bindet die Geschichte an einen Raum, der als „Lebensraum“ (äthos) konstituiert ist. In diesem Aspekt zeigt sie sich als eine Art Selbstthematization eines Ortes, d.h. als permanente Selbstexplikation der Lebenspraxis in relevante Ereignisse und deren Verortung im Raum. Will sagen: Den Ort „gibt“ es nur in der Weise eines artikulierten Verweisungszusammenhangs von Örtern. Der Artikulation, durch die ein in sich zusammenhängendes Ganzes (keine Einheit!) hervorgebracht wird, liegt stets ein Schema, ein generatives Muster zugrunde. Das Vorbild aller generativen Muster wurde von jeher in der Architektonik gesehen. In diesem Sinne spricht Kant von der Architektonik als einer „Kunst der Systeme. Weil die systematische Einheit dasjenige ist, was ... aus einem bloßen Aggregat [des Wissens] ein System macht, so ist Architektonik die Lehre des Szientifischen in unserer Erkenntnis überhaupt, und sie gehört notwendig zur Methodenlehre.“¹⁴

Das System des Wissens hat nach Kant die „Form eines Ganzen“ (II 696), und „das Ganze ist also gegliedert (articulatio) und nicht gehäuft (coacervatio); es kann zwar innerlich ... aber nicht äußerlich (per appositionem) wachsen“ (ebenda). Der Nachfolger Kants auf dem Königsberger Lehrstuhl, Herbart, hat die Architektonik als eine praktische Anleitung verstanden, die dem Praktiker zum vernünftigen Umgang mit Erfahrungen verhilft: sie leitet ihn dazu an, seine Erfahrungen in einem Zusammenhang zu objektivieren, um sie mitteilbar und transparent zu machen. „Woran dem Erzieher gelegen sein soll: das muss ihm wie eine Landkarte vorliegen; oder wo möglich wie der Grundriss einer wohlgebauten Stadt, wo die ähnlichen Richtungen einander gleichförmig durchschneiden, und wo das Auge sich auch ohne Vorübungen von selbst orientiert. Eine solche Landkarte biete ich hier dar, für die Unerfahrenen, die zu wissen wünschen, welcherlei Erfahrungen sie aufsuchen und bereiten sollen“ (1963, 10). Die Architektonik definiert hier „Orte“ in denen Erfahrungen sich verdichten, aus den Zufällen ihres Zustandekommens befreit und in einer objektiven Ordnung bewahrt (aufgeho-

¹⁴ Immanuel Kant: Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. Darmstadt 1958, Bd. II, S. 695.

ben) werden. Herbart knüpft dabei unmittelbar an die architekturelle Gedächtniskunst der Renaissance an.¹⁵

Die Artikulation des Ortes wird in der Architektur realisiert. In diesem Sinne spricht Baudrillard von der Definition eines Ortes durch die Architektur. „Das Abenteuer des Architekten“, sagt er, läge darin, „jedes Projekt an ein Konzept anzubinden ... welches einen Ort definiert, den man noch nicht kennt“ ... Architektur [ist] nicht, was einen Raum füllt, sondern das, was Raum schöpft.¹⁶ Straßen, Plätze, markante Gebäude sind die articuli der Architektonik einer Stadt. Die Praxis aber, in der die ars der Architektonik im Sinne Herbarts ausgeübt wird, ist das Flanieren, das müßige Schlendern. Im Flanieren wird die Architektonik als generatives Muster realisiert; in dem an keine Zwecke gefesselten Flanieren und durch es hindurch generiert die Architektonik ein „Bild“, in dem die Stadt sich darstellt. Das sich ganz der Architektur überlassende Flanieren ist sozusagen die Ausführung (Ausübung) der Architektonik. Der Flaneur, heißt es bei Benjamin, wohnt in den Straßen. (Demgegenüber ist der Stadtplan nur ein technisches Hilfsmittel.)¹¹

Die Straße: Fassaden und Spiegel

Das charakteristische Merkmal der Urbanität wird (wurde) in der Trennung von privater und öffentlicher Sphäre gesehen. So ganz besonders von Hans-Paul Bahrtdt, der mit Nachdruck betont: „Je stärker Polarität und Wechselwirkung zwischen öffentlicher und privater Sphäre sich ausprägen, desto „städtischer“ ist, soziologisch gesehen, das Leben einer Ansiedlung.“¹⁷ Die Architektonik generiert diese Trennung durch Straßen und Plätze. In den Straßen zeigt die Stadt sich in ihrem Außenaspekt. Sie stellt sich in den Straßen im wörtlichen Sinne aus, mit den Häuserfassaden und in den Schaufenstern:

Der Sinn des Überflusses erschöpft sich im Zur-Schau-Gestelltsein. Er „will“ ausgestellt sein, und er kann nur im Anschauen genossen werden. Wer die Straße ohne feste Absichten, ohne vorgefaßte Zwecke als Bummeler betritt, will als Sehender immer auch gesehen werden, und er will sich selber sehen. In den Schaufenstern, in denen er die ausgestellten Kostbarkeiten anschaut, spiegelt er sich selber. Die Straßen, in denen die Stadt sich spiegelt, werden selbst wiedergespiegelt und in Spiegeln, durch die die Wände und Türen der Cafes durchbrochen sind, in die Räume der Cafes hineingeholt. Die spiegelnde und sich spiegelnde Straße hebt die Trennung von Innen und Außen auf: das Äußere, der Außenaspekt, das bloß noch Gesehene wird in den Spiegelungen noch einmal entäußert. Es ist nicht mehr das Außen eines Inneren. Das Äußere wird sozusagen absolut gesetzt. „Paris ist die Spiegelstadt. Spiegelglatter Asphalt seiner Autostraßen, vor allen Bistros gläserne Verschlänge. Ein Überfluß von Scheiben und Spiegeln in den Cafes ... Die Frauen sehen sich hier mehr als anderswo, daraus ist die be-

¹⁵ Frances Yates: Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. Acta humaniora Weinheim 1990

¹⁶ Jean Baudrillard: Architektur: Wahrheit oder Radikalität. European Graduate School 2006, S. 2.

¹¹ Vgl. dazu: Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Denkbilder, Band IV-1, S.306 ff. Dazu auch Jean Baudrillard: Die Architektur erzeuge einen „Raum des Sichtbarmachens“, nicht des Sehens (a. a. O., S 2).

¹⁷ Hans-Paul Bahrtdt: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Opladen 1998 (Leske & Budrich), S. 83 f. Ders.: Die moderne Großstadt ... Rowohlt Verlag Reinbek 1961 (rde 127), S. 59.

stimmte Schönheit der Pariserinnen entsprungen. Ehe ein Mann sie anblickt, sehen sie sich schon zehnmal gespiegelt. Aber auch der Mann sieht sich physiognomisch aufblitzen. Er gewinnt schneller sein Bild als anderswo und sieht sich auch mit diesem seinem Bilde schneller einig werden.“¹⁸ In den Spiegeln lernt der Stadtbummeler über die Art zu verfügen, in der er gesehen werden will. In gewissen Grenzen verleihen die Spiegel ihm die Macht über sein eigenes Bild und Aussehen.

Das im Spiegel „erarbeitete“ Bild und Aussehen kann nicht mehr als Ausdruck verstanden werden, in dem und durch den hindurch ein Inneres sich äußert. Das Aussehen, das man sich gibt, ist immer auch davon abhängig, wie die anonymen Anderen einen sehen wollen. Es ist der Mode unterworfen, dem Stil des Zeitgeistes. Indem man sich ein Aussehen gibt, wird man, ganz offensichtlich, sich selber ein anonym Anderer. Wie auch immer: Der Punkt ist, daß das Aussehen, das man sich gibt, keinen Bezug zu einem irgendwie zu verstehenden Inneren hat. Es ist ein absolutes, also vom Innen abgelöstes Äußeres. So gesehen ist die Stadt der Raum der beziehungslosen Trennung von Innen und Außen: Innen und Außen sind allein durch die Differenz aufeinander bezogen, nicht in einem gemeinsamen Dritten. Von der Seite des Inneren gesehen bedeutet dies, daß das Innere, Seelische, oder wie immer es genannt sein mag, nicht mehr als etwas „Wesentliches“ begriffen werden kann, wenn, im Sinne der tradierten Begrifflichkeit der Philosophie, unter „Wesen“ die Art und Weise verstanden wird, in der etwas, was immer es sei, von sich aus, durch nichts außer ihm bedingt, in Erscheinung tritt. Das hinter die Fassaden zurückgewichene, verborgene Innere, findet dort zwar Schutz vor sich und den Anderen, ist aber – zunächst – rein privativ bestimmt. Straßen und Plätze sind Orte der radikalen Trennung von Innen und Außen; und diese Trennung ist die Voraussetzung der Konstitution von Öffentlichkeit. Hans-Paul Bahrtd¹⁹ hat als Voraussetzung der Öffentlichkeit die Merkmale Stilisierung, Repräsentation, darstellendes Verhalten und Distanzregeln benannt.

Straßenszenen

Straßen und Plätze führen Menschen zusammen, jedoch so, daß sie sich nicht in der „Rolle des Mitmenschen“, „von Mensch zu Mensch“ begegnen: Es sind Menschen, die einander nicht kennen und nicht zu kennen brauchen, die nicht miteinander vertraut sind und dieses Vertrautseins auch nicht bedürfen. Darin ist die städtische Straße von der „alten“ Dorfstraße unterschieden. Dort begegnete man Bekannten, Vertrauten. Und man traf sich dort nebenbei, auf dem Weg zur Arbeit. Man wußte, was der Andere im Begriff zu tun war, wenn man ihm begegnete, so sehr, daß das Begrüßungszeremoniell zur Kundgabe dieses Vertrautseins zu geraten pflegte. Auf der Dorfstraße bummelt man nicht.

Demgegenüber führt die städtische Straße Menschen in der Rolle des Passanten mehr aneinander vorbei als zusammen. Passanten läßt man ihres Weges ziehen (passieren). Man weiß nicht, was sie und wohin sie wollen; und es wäre zumindest unschicklich, einen Passanten danach zu fragen, selbst wenn es einen aufgrund seiner Kleidung oder seines Gehabes interes-

¹⁸ W. Benjamin, a. a. O., Bd. V/2, S. 666 f.

¹⁹ Hans-Paul Bahrtd, a. a. O., 1998; 1961.

sierte. Ebenso wenig drängt man sich dem Passanten mit dem eigenen Befinden oder Vorhaben auf. Die Art, in der Passanten einander „sein“ und ihrer Wege gehen lassen, ist Ausdruck einer elementaren Form des Respektes, der jedem den Anspruch einräumt, für sich selbst sein zu dürfen. In der gegenseitigen Respektierung definieren sie sich durch die Inanspruchnahme des gleichen, obzwar nicht gesetzten Rechtes, keine irgendwie geartete Vertraulichkeiten eingehen zu müssen. Dieser respektierte „Eigenraum“ ist nicht durch Privation definiert und daher anders konstituiert als die private Sphäre. Der Eigenraum dieses Fürsich-seins ist – positiv – durch den gegenseitigen Respekt konstituiert. Die aufdringlichen Fragen zu Person oder Vorhaben verletzen im Bezug auf unvertraute Passanten nicht die schamgeschützte Intimsphäre der Person, sondern die für den gesellschaftlichen Verkehr immer schon vorausgesetzte Anerkennung des durch keine vorgegebene soziale Beziehung definierten Menschseins, in dessen Ermessen es liegt, Beziehungen aufzunehmen oder zu verweigern. Daraus folgt, daß Beziehungen, wie immer sie aufgenommen werden, nur unter Wahrung des elementaren Fürsich-sein-könnens aufgenommen werden dürfen: sie müssen im gegenseitigen Einverständnis gewährt werden. Dazu sind festgeschriebene, geltende Formen der Respektbezeugung vorausgesetzt: Höflichkeitsformen und -formeln. Die Bürgerlichkeit des Stadtbürgers definiert sich durch die Rezeption und Verarbeitung höfischer Umgangsformen. Die, wenn man so sagen darf, soziale Produktivität des Stadtbürgers wird in diesen bürgerlichen Umgangsformen manifest.

Die Formen, in denen man auf fremde Passanten zugeht, wie man sie anspricht und wie sie zu verstehen geben, daß sie sich auf Fragen und Bitten (um Auskunft z.B.) einlassen, unterliegen einer ungeschriebenen Dramaturgie. Die Straße ist eine Bühne, auf der Interaktionen unter Respektierung des Ermessensspielraumes szenisch vermittelt sind. So erscheint die Straße als eine Art Szenengenerator: die Stadtarchitektur erzeugt, nach Baudrillard, „szenische Räume“. Wo die Architektur keine szenischen Räume schafft, wären, wie Baudrillard ausführt, „die Gebäude nur Konstrukte und die Stadt nur eine Agglomeration“, eine nichtssagende Ansammlung von Gebäuden.²⁰

Passanten können eben weil sie nichts „im Sinn haben“ in unvorhersehbare Ereignisse involviert werden: und sei es auch nur als unbeteiligte Zeugen. Auch dabei fungiert die Straße als Szenengenerator. Wer als Zeuge gehört wird, ist gezwungen, das „Geschehen“ als eine dramatische Handlung szenisch zu rekonstruieren. Der „Örtlichkeit“ kommt dabei eine besondere Bedeutung zu: sie wird zum Schauplatz, deren Elemente (Standorte, Gegenstände, Lagen) in das Geschehen einbezogen sind.

Daß die Straße als Szenengenerator fungiert, macht die Straßenbewirtung sich zunutze. In den Straßencafés sitzt man wie in Zuschauerräumen, in denen, was sich abspielt, als Schauspiel genossen werden kann. Das Schauspiel der Straße ist in Einzelszenen „gegeben“ und gegliedert. Die Szene ist eine elementare Form, in der ablaufendes Geschehen in relevanten Einheiten objektiv erfaßt wird: die Syntax von Ereignissen gewissermaßen. (Straßenszenen sind nicht selten das „Ausgangsmaterial“ von Choreographien.)

Das Straßengeschehen, nur darauf sollte hier aufmerksam gemacht werden, wird aufgrund seiner szenischen Verfaßtheit als Selbstdarstellung wahrgenommen. Was immer auf der Straße geschieht, wird, unabhängig von seinem technischen Aspekt, nach dem etwas beabsichtigt

²⁰ Jean Baudrillard: Architektur: Wahrheit oder Radikalität. European Graduate School 2006, S. 2.

und bewirkt wird, als Selbstdarstellung wahrgenommen, in der Ereignisse, aber auch Handlungen, „von sich aus“ sichtbar sind: In der Selbstdarstellung ist etwas (um einen Ausdruck von Aristoteles zu gebrauchen) „von ihm selbst her wahrnehmbar“. In diesem Sinne hatten sich die tradierten Handwerke in den Straßen der Stadt dargestellt. „Ging es [das Kind] früher durch die Straßen seines Wohnortes, so sah und hörte es links und rechts die Ausübung der Berufe ... Seilschläger, Schmied, Kupferschmied, Küfer, Schreiner und Zigarrenmacher : sie übten ihren Beruf ... in der Werkstatt oder unter freiem Himmel [aus], zugängliche Räume für jedes Kind ... War der Vater Prediger, dann schritt er mit einer zu diesem Amt passenden Kleidung und einer zu diesem Amt gehörenden Würde durch die Stadt, und wenn die Hüte gezogen wurden, verteilte er seinen Gruß in einer zu jedem passenden stilvollen Dosierung.“²¹ Der Handwerker, der sein Tun zeigt, ist *artifex* und *actor* in einem: sein Tun ist nicht ausschließlich durch das Produkt vermittelt, sondern durch die Art, in der es hervorgebracht wird. Das sich selbst darstellende Tun ist zugleich *poiesis* (produktvermittelt) und *praxis* (in der das Tun sich darstellt, „in agendo posita“). So erhebt die Darstellung das Tun zur regelgeleiteten Kunst (*ars*). Wie auch immer: Der Meister zeigt sich in seinem Tun und durch es; und seine Kunst lobt rückwirkend den Meister. Seine Kunst verschafft ihm Ansehen, in dem ihm die Anerkennung der Gemeinschaft als Ehre zuteil wird. Dabei gilt auch, daß in dem Ansehen, das sie verleiht, die Gemeinschaft sich selber spiegelt.

Die Darstellung des Tuns, die es zur *ars* erhebt, wird durch seine Artikulation realisiert: es wird in *articuli* ausgelegt, gegliedert. Die *articuli* werden durch Zeichen unterschieden und, als Glieder, die ein Ganzes konstituieren, aufeinander bezogen. Der Zeichencharakter kann durch Akzentuierungen, Hervorhebungen, Wiederholungen von wichtigen Sequenzen, durch Aufmerksammachen in der verbalen Begleitung des Tuns u. a. m. realisiert werden. Wie immer die Bezeichnung aktualisiert werden mag, stellt die Artikulation den Übergang des Tuns in die Sprache dar. Die Artikulation ist per se die Versprachlichung von Handlungen oder Ereignissen: sie öffnet das Tor zur Sprache. Damit soll nur eben angedeutet werden, daß die Handlung selbst, durch die Artikuliertheit, zur rhetorischen Form wird, die den Sprachgebrauch lenkt. Das wäre dann eine in der „Sache selbst“ begründete Rhetorik, in der nicht über etwas gesprochen wird, sondern das Tun sich selbst zur Sprache bringt: eine der Sache innewohnende Sprache. Das Tun wird dabei nicht in einer von ihm gelösten (*solutum ab esse*) theorieförmigen Begrifflichkeit zur Sprache gebracht.

Sicher: diesen Handwerker, dessen herstellendes Tun (*poiesis*) zugleich Praxis ist, gibt es nicht mehr, oder nur noch als Ausnahmeerscheinung. Im industriellen Zeitalter ist die Produktion, wissenschaftsgeleitet und technisch angesteuert, unsichtbar geworden. Nur von fernher erinnern die Bürgerinitiativen an den Stadtbürger, wenn sie ihre Sache, das, was sie (und nicht eine abstrakte Gesellschaft) angeht, so, wie sie davon betroffen sind, zur Sprache bringen. Sind die Bürgerinitiativen die Wiederkehr des Stadtbürgers? Immerhin sind die Bürgerinitiativen der Ort, an dem Experten die Gehege ihrer Disziplin verlassen und zur Sache reden müssen. Bahnt sich dort die von Dahrendorf so vehement geforderte Bürgergesellschaft an, in der der Stadtbürger in neuer Gestalt die Bühne betritt?

²¹ Jan Hendrik van den Berg: *Metabletica. Über die Wandlung des Menschen. Grundlinien einer historischen Psychologie.* Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1960, S. 45 f.

Räume der Geselligkeit

Die moderne Stadtarchitektur hat den Charme der Zwischenräume zwischen den Häusern entdeckt. Der Stadtplanung, schreibt Martin Wentz, „muß bewußt sein, daß sie mit diesen Zwischenräumen den eigentlichen „Lebensraum Stadt“ festlegt“²² (1993, 25). Das sind Räume, in denen man sich, im Unterschied zu den großen Plätzen, ohne feste Absicht (Versammlung oder Demonstration) und ohne festgelegtes Rollenverhalten (als Kunde, z.B.) trifft, zufällig oder zu bestimmten Terminen. Der besondere Charme solcher Plätze liegt in der Chance des von Interessen, Sorgen und Verpflichtungen entlasteten Umgangs, der einem, ohne im direkt ausweisbaren Sinn nützlich zu sein, „etwas bringt“, so daß man gerne verweilt. Der Interessenlose ist einer, dem jemand oder etwas interessant werden kann: das können interessante Leute sein, Gespräche, die den Erfahrungshorizont erweitern, Laiendarbietungen, Kinderspiele, oder, warum auch nicht: Klatsch. Zwischenräume sind Räume der Geselligkeit, eines Verkehrs also, in den man sich weder als Privatperson „einbringt“ noch in seiner gesellschaftlichen Funktion. Schleiermacher hat die Struktur dieser Form der „freien, durch keinen äußeren Zweck gebundenen und bestimmten Geselligkeit“ und deren Bedeutung für die bürgerliche Gesellschaft in seiner „Theorie des geselligen Betragens“ (1799²³) beschrieben: allerdings mit Bezug auf den großbürgerlichen Salon, in dem sich die Eliten oder diejenigen, die sich dafür hielten, getroffen haben. Es könnte ja sein, daß die „Zwischenräume“ die Funktion eines nicht-elitären Salons erfüllen: interessante Menschen finden sich in allen Schichten und Lebensumständen.

Architekturelles Gedächtnis

Als Bürger einer Stadt definiert der Stadtbürger sich nicht über soziale Kontakte und Interaktionen, und auch nicht über gesellschaftliche Funktionen und Rollen. Ebenso wenig ist die Stadtbürgerschaft in der Zugehörigkeit (Glieder) zu einer „Gemeinschaft“, im Sinne von Tönnies konstituiert; im Gegenteil: Tönnies selbst hat die These vertreten, daß die Verstädterung zur Erosion der Gemeinschaften führe. Zwar schließt die Stadt die Bildung von Gemeinschaftsformen nicht aus

Herbert Gans²⁴ hat die gemeinschaftliche Strukturen, die unter dem Deckmantel der „Anonymität“ des Städtischen, vornehmlich unter Einwanderern, entstehen können, unter dem Begriff des „Urban Villagers“ beschrieben); allein die Gliedschaft oder die Zugehörigkeit zu einem sozialen Netzwerk ist noch kein Definiens der Stadtbürgerschaft. Worin also liegt das Spezifikum der Stadtbürgerschaft, was unterscheidet sie von der durch Rechte und Pflichten definierten allgemeinen Bürgerschaft?

²² Martin Wentz: Wohnen in der Stadt heute. In: Martin Wentz (Hrsg.): Wohn-Stadt. Die Zukunft des Städtischen a.a.O. Band 4. Campus Verlag Frankfurt/New York 1993, S. 25.

²³ Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher: Werke. Herausgegeben von Otto Braun und Johann Bauer. Leipzig 1927.

²⁴ Herbert Gans: The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans. Free Press New York 1962

Was den „Einheimischen“, um den Ausdruck Benjamins noch einmal zu gebrauchen, auszeichnet, ist eine gewisse Orientiertheit, durch die er sich von den „Fremden“ unterscheidet, die zu Hilfsmittel greifen müssen, um sich in einer Stadt zurechtfinden zu können. Der Einheimische bewohnt seine Stadt. In diesem Sinne heißt es bei Benjamin, der Flaneur wohne in den Straßen. Kant hatte die Funktion der Orientierung für das begriffliche Denken untersucht. Als Leistung der Orientierung hat er eine „verborgene“ Leitung des Denkens herausgestellt, die es „zum Erfahrungsgebrauche tauglich“ macht.²⁵ Diese „Orientierung im Denken“ sei eine Vernunftfunktion, die von Mendelssohn und vielen anderen zum Gemeinsinn, zur gesunden Vernunft oder zu schlichtem Menschenverstand substantialisiert wurde. Greifbar wird die Orientierung als ein vorgängig abgesteckter Erfahrungshorizont, in dessen Rahmen das Denken seine Gegenstände konkretisiert: d.h. die Begrifflichkeit ist in diesem Erfahrungshorizont immer schon „erfahrungsgesättigt“. Den Begriffen, führt Kant aus, sie mögen noch so abstrakt gedacht sein, „so hängen ihnen noch immer bildliche Vorstellungen an ... [die] sie ... zum Erfahrungsgebrauche tauglich ... machen“(a. a. O.). Die Intention, die Kant mit seiner Untersuchung verfolgt hat, braucht uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Das in unserem Zusammenhang Interessante an der Kantischen Untersuchung ist die Thematisierung des vorgängigen und „verborgenen“ Rahmens der Erfahrung. Die französische Phänomenologie hat diesen Rahmen, in dem die Erfahrung sich von vornherein bewegt, im Begriff des Wohnens expliziert, in dem sie die Leiblichkeit auf den Begriff gebracht hat. Der Einheimische, der in einer Stadt und in ihren Straßen wohnt, wird, um es frech auszudrücken, rückwirkend auch von dieser Stadt bewohnt. Es ist, als sei der Funktionskreis von Wahrnehmung und Motorik („Gestaltkreis“ nach Viktor v. Weizsäcker) durch ein unsichtbares Navigationsgerät, das nach einem internalisierten Muster (map) des Stadtplans funktioniert, vermittelt. Das Muster ist so etwas wie ein Generator des Stadtplans, der aus feststehenden Punkten und variablen Verbindungen besteht. Die feststehenden Punkte sind durch die markanten Gebäude einer Stadt repräsentiert, an denen sich die möglichen Verbindungen ausrichten. Der städtische Erfahrungs- und Erlebnisraum ist nach solchen markanten Bauwerken, Straßenkreuzungen u. dgl. m. orientiert. In dieser Orientierung unterscheidet sich der städtische Erfahrungsraum vom dörflichen: sie tritt an die Stelle der religiös-kosmischen Orientierung nach der Sonne, dem Aufgang eines Gestirns usw. Die Orientiertheit in der Stadt ist demnach in der Art und Weise begründet, in der die Stadtarchitektur in die Lebensgeschichte der Einheimischen eingeschrieben ist. Die aktuellen Erlebnisse, Wahrnehmungen, Begegnungen werden in diese map eingetragen, in sie hineingeschrieben. Darauf beruht ihre Reproduzierbarkeit, in der sie objektiviert werden. So eingetragen, werden die Erlebnisse aus der Unmittelbarkeit ihres Vollzugs gelöst, entaktualisiert, und der „reißenden Zeit“ entrissen. Die „internalisierte“ Stadtarchitektur ist so gesehen das Grundmuster der Orientiertheit, die als Heuristik der Erfahrung diese von vornherein lenkt und in der Form der Reproduzierbarkeit objektiviert. In internalisierter Form ist sie der Generator des kollektiven Gedächtnisses, in dem die Stadtbürger, noch vor jeder Interaktion, verbunden, gesellschaftlich vermittelt sind.

Man könnte einwenden, daß die Gedächtnisleistung ganz generell in einer gewissen Verräumlichung der Inhalte besteht: über die räumliche Ordnung werden Inhalte, wie schon Simonides wußte, der Vergessenheit entrissen. Das architektonale Gedächtnis könne demzufolge nicht als

²⁵ I. Kant: Kritik der reinen Vernunft, A. 304.

Spezifikum des kollektiven Gedächtnisses des Stadtbürgers gelten. Zumal in der Gedächtniskunst der Renaissance hatte die architekturelle Form eine prominente Rolle gespielt. Gebäude, Statuen, Götter- und Sternbilder wurden als Elemente eines ausgeklügelten Zeichensystems verwendet, mit dem Gedächtnisräume (unabhängig von allen möglichen Inhalten) vermessen wurden. Dieses Zeichensystem wurde im Rahmen einer allgemeinen Theorie des Gedächtnisses entworfen, die, so von Giordano Bruno²⁶, als Grammatik (Formenlehre) der Vernunft gedacht war.

Davon einem gänzlich abgesehen, hat die Architektur für das kollektive Gedächtnis des Stadtbürgers eine ganz besondere, weitergehende Bedeutung. Es ist sicher richtig, daß Straßen, Gebäude für das Gedächtnis nur die Bedeutung von Zeichen haben, durch die Gedächtnisräume unterschieden werden. Das Gedächtnis ist kein Tableau von Bildern, sondern von, auch mit Bildern, bezeichneten Differenz von Örtern. Die Bauwerke, Plätze, Statuen einer Stadt sind in ihrer Gedächtnisfunktion auch nur Zeichen, allerdings Zeichen ganz besonderer Art. Für den Stadtbürger sind dies nämlich Zeichen, die die Wirkung ihrer Ursache sind: es sind Zeichen im Sinne der hinterlassenen Spur. Diese Zeichen sind der Realität nicht arbiträr aufgesetzt, Instrumente, die die Wirklichkeit verfügbar machen: Die Zeichen, die Wirkung ihrer Ursache sind, verweisen auf etwas Abwesendes, aber sie bezeugen das Abwesende als eine – obzwar nicht aktuelle – Wirklichkeit durch ihre eigene steinerne Existenz. Die Baulichkeiten sind Zeugen einer Vergangenheit, in der sie schon im Spiel gewesen sind. Diese bezeugte Vergangenheit, die Heidegger „Gewesenheit“ genannt hat, ist keine in Zeitabständen gemessene ferne, vergangene Zeit, sondern eine Dimension („Ekstase“) der Lebenszeit: die Überschreitung des Jetzt im und durch das Jetzt. Die Verführung durch die Architektur, von der Benjamin gesprochen hat, ist die Manifestation dieser (ekstatischen) Gewesenheit.

In den im architekturellen Gedächtnis eingegrabenen Spuren ist die Vergangenheit als Geschichte lebendig geblieben. „Lebendig geblieben“, will sagen: Die Geschichte ist im kollektiven Gedächtnis als eine Form der Vergesellschaftung wirksam, die nicht nur die „jetzt“ Lebenden einschließt: eine Form der Vergesellschaftung also, die weder auf der biologischen Gegebenheit der Generationenfolge beruht noch auf einer wie auch immer gearteten Satzung. Es ist dies keine begrifflich vermittelte, bloß gedachte Form der Vergesellschaftung, sondern eine wirkende, die in dem Prozeß existiert, in dem der Bürger einer Stadt seine Identität als Stadtbürger aushandelt.

²⁶ Giordano Bruno: Über die Monas, die Zahl und die Figur als Elemente einer sehr geheimen Physik, Mathematik und Metaphysik. Mit einer Einleitung herausgegeben von Elisabeth Samsonow. Verlag Felix Meiner Hamburg 1991, S. XVI ff.

Literatur

- Hans-Paul Bahrdt: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Leske & Budrich Opladen 1998
- Ders.: Die moderne Großstadt ... Rowohlt Verlag Reinbek 1961 (rde 127)
- Jean Baudrillard: Architektur: Wahrheit oder Radikalität. European Graduate School 2006.
- Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Suhrkamp Verlag Frankfurt 1991
- Jan Hendrik van den Berg: Metabletica. Über die Wandlung des Menschen. Grundlinien einer historischen Psychologie. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 1960
- Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. 1956
- Otto Borst: Babel oder Jerusalem? Sechs Kapitel Stadtgeschichte. Konrad Theis Verlag Stuttgart 1984
- Giordano Bruno: Über die Monas, die Zahl und die Figur als Elemente einer sehr geheimen Physik, Mathematik und Metaphysik. Mit einer Einleitung herausgegeben von Elisabeth Samsonow. Verlag Felix Meiner Hamburg 1991
- Michel Foucault: Andere Räume. In: Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurter Beiträge Band 2 herausgegeben von Martin Wentz. Campus Verlag Frankfurt/NewYork 1991
- Herbert Gans: The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans. Free Press New York 1962
- Hartmut Häussermann und Walter Siebel: Stadtsoziologie. Eine Einführung. Campus Verlag Frankfurt/NewYork 2004
- Johann Friedrich Herbart: Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet. 1806. Beltz Verlag Weinheim 1963
- Immanuel Kant: Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Wilhelm Weischedel. WBG Darmstadt 1958
- Niccolo Machiavelli: Gesammelte Schriften. Verlag Georg Müller München 1925
- Andrei Plesu: Wer in der Sonne steht, wirft Schatten. Ein rumänisches Brevier politisch-praktischen Denkens. Edition tertium 2000
- Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher: Werke. Herausgegeben von Otto Braun und Johann Bauer. Leipzig 1927
- Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Otthein Rammstedt: Georg Simmel Gesamtausgabe. Band 7. Suhrkamp Verlag Frankfurt 1995
- Friedrich Heinrich Tenbruck: Die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft. Der Fall der Moderne. Opladen 1990
- Max Weber: Die Stadt. Studienausgabe der Max-Weber-Gesamtausgabe. Band 22, Teilband 5. Mohr Siebeck Verlag Tübingen 2000
- Martin Wentz: Wohnen in der Stadt heute. In: Martin Wentz (Hrsg.): Wohn-Stadt. Die Zukunft des Städtischen a.a.O. Band 4. Campus Verlag Frankfurt/NewYork 1993
- Frances Yates: Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare. Acta humaniora Weinheim 1990